

Freunde der Monacensia e. V.  
**Jahrbuch 2012**

Herausgegeben von Waldemar Fromm, Wolfram Göbel  
und Kristina Kargl

**Allitera Verlag**

Weitere Informationen über den Förderverein *Freunde der Monacensia e. V.*  
unter [www.monacensia.net](http://www.monacensia.net)

Bildquellen: Alle Nachweise befinden sich bei den Abbildungen. Ist kein Nachweis angegeben, befinden sich die Dokumente im Archiv der Monacensia.

Juli 2012  
Allitera Verlag  
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München  
© 2012 Freunde der Monacensia e. V.  
Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink  
Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt  
Printed in Germany · ISBN 978-3-86906-370-6

Eva Demmelhuber

## »Lieber ein Spatz in der Freiheit als ein Pfau im Zoo«

**S**o bilanzierte Jörg Hube sein Leben selber: unangepasst, unkonventionell, ein bayerischer Don Quijote in rostiger Rüstung, ein Revoluzzer, wenn es gegen festgefressene Strukturen ging. Ein Eigenbrötler und Einzelkämpfer, der sein Leben lang mit Konventionen in Konflikt stand. Einer, der sich nicht in eine Gemeinschaft einordnen und noch weniger deren Vorschriften unterordnen konnte, vor allem, wenn sie ihm »unsinnig« erschienen. Ein Anarchist, ein Dickschädel, eine »Tretmine«, wie ihn sein Kollege Werner Schneyder einmal nannte. Ein Zweifler, ein Moralist, hochempfindsam, vorsichtig, polternd und eruptiv zugleich.

Ein Künstler mit der Wucht eines Orkans, eine Rundfunkstimme, die sich ins Ohr und ins Herz gräbt, ein vielseitiger Rezitator, sanft und dröhnend, ein Kabarettist mit einer enormen Bandbreite, als Herzkasperl, der die Wahrheit sagt und die Schädeldecken aufritzt, ein Menschen umarmender und erdrückender Künstler, ein Theatermann mit Herzblut als Schauspielschuldirektor ebenso wie als Regisseur oder süchtig machender Schauspieler; Mitstreiter von Klaus Emmerich, Peter Zadek, Peter Stein, Dieter Dorn, Franz Xaver Kroetz.

Was passiert mit einem, wenn man sich auf den Pfad eines solchen Menschen begibt, wenn man sich in einer kühlen, schummrigen Tenne im Chiemgauer Voralpenland, wo der Sommer ringsherum protzig Hofstaat hält, durch die Kisten eines Künstlers wühlt, der eineinhalb Jahre zuvor gestorben ist? Mit einer gewissen Scheu, man könnte fast Andacht sagen, schaufelt man sich vorsichtig durch die Hinterlassenschaft dieses leidenschaftlich, ungestüm und heißblütig gelebten Lebens, doch treibt einen die Neugier durch diese vergilbten, teils mit Wasserflecken durchwirkten Manuskriptberge, Fotostapel. Man baggert sich durch ein Chaos aus Zeitungsausschnitten, Kritiken, immer wieder riesige Haufen von Papier, scheinbar zusammenhanglos, Briefe, Kinderzeichnungen, Entwürfe, Kritzeleien, Bemerkungen, Bewertungen

gen von Schauspielschülern, penibel abgeheftete Zettel mit Notizen, Herrn Soundso zurückrufen. Warum heftet man so etwas ab? Hat das eine Bedeutung? Zettel mit »Tod reparieren«, »Scheißhaus, Sarg, Tablet und Tasse« wirken nach dem Tod makaber, waren aber nur dazu da, nichts zu vergessen, wenn der Großmeister der Kleinkunst mit einer kompletten Bühnenausrüstung durchs Land fuhr.

Dazu immer den leicht modrigen Geruch der Umzugskisten in der Nase und das Bild der letzten Begegnung vor Augen. Beim »Bayrischen Kabarettpreis« im Frühjahr 2009, zwei Monate vor seinem Tod. Erinnerungen werden wach, an die privaten Worte, an die Blicke, an die veränderten Gesichtszüge eines todkranken Menschen, die wie durch einen Weichzeichner einen Zauber ausstrahlen, den man sonst so nie entdeckt hat. Oder hat man ihn nur nicht wahrgenommen? Man denkt an die wunderbare gemeinsame Arbeit im Studio, immer bedacht auf die Haltung zum Text, das Ringen um das Hörbarmachen der Gedanken des Autors, den behutsamen Umgang mit den vielen verschiedenen A-Lauten im Bairischen, das Vertrauen, das einen im Moment der Arbeit ganz und gar erfüllt, die Konzentration auf das Hier und Jetzt im Studio, dieser Kunstraum, der alles zulässt, alle Wege offenhält und in dem man sich doch für einen entscheiden muss; die Unsicherheit, ob die Aufnahme auch nach dem Schnitt noch standhält, die uns in diesen Augenblicken verbunden hat.

Und dann gab es jene Aufnahme, die dann doch nie zustande kam, weil Jörg das Manuskript nicht »derlesen« hat. Nicht wegen Meinungsverschiedenheiten, sondern weil Jörg der Text so angerührt hat, ihm so nah war, dass es keine Möglichkeit gab, die Produktion zu Ende zu bringen. Weinkrämpfe schüttelten den Körper dieses mächtigen Mannes. Erschütternd, wie ein Text so einen massiven Menschen ins Wanken bringen kann. Es waren Auszüge aus Franz Innerhofers Roman *Schöne Tage*, die Geschichte von Franz Holl, der mit sechs Jahren auf den Bergbauernhof seines Vaters gebracht wird, der Stiefvater kam nicht zurecht mit dem nicht leiblichen Sohn. Misshandlung, Schläge, würdeloses Zurschaustellen des Außenseiters, des Bettnässers, der es am Schluss des autobiografischen Romans allein durch seine Kraft und seinen Willen schafft, diesem »Kinder-KZ« doch zu entkommen, um nach einer Lehre als Schmied Schriftsteller zu werden. Franz Innerhofer und Jörg Hube sind nicht nur fast der gleiche Jahrgang, 1944 der eine, 1943 der andere, auch in ihren Biografien gibt es Ähnlichkeiten: Beide waren immer auf der Suche nach einer

Verwurzelung, nach einer Verbindung zu Gleichgesinnten, sie waren Einzelgänger, haben sich selbst oder wurden von anderen ausgegrenzt und wollten doch nur dazugehören. Beide stammten aus schwierigen familiären Verhältnissen, die beide in Berufe der Phantasie und der geistigen Freiheit trieben.

Dieses Abgeschobensein, diese Brutalität dem Buben gegenüber konnte Jörg nicht lesen. Ausgerechnet er, der sonst für jeden Autor ein Geschenk war. Das berührte sein eigenes Trauma, kratzte den Schorf von den eigenen Wunden. Die Einsamkeit, das »Auf sich selbst gestellt sein«, der Wunsch nach Wärme, nach Vertrauen, nach einem würdevollen Dasein. Kindererziehung und die Misshandlung von Kindern ziehen sich als roter Faden durch all seine Kabarettprogramme. Schon mit drei Jahren kam Jörg Hube ins Kinderheim, Kinderheime muss man eher sagen, es waren viele, seine Mutter musste Geld verdienen, sie hatte als frühere Schauspielerin in der Bibliothek von Radio München, dem späteren Bayerischen Rundfunk, eine Stelle gefunden; der Vater, Fritz Hube, Schauspieler mit Alkoholproblemen, hatte seine kleine Familie bald nach der Geburt seines Sohnes im Stich gelassen. Die Mutter ist rührend besorgt, aber der kleine Bub kann nicht allein zu Hause bleiben. Kinderheime, Schulen wechselt er wie andere verschwitzte Hemden. Er gilt als jähzornig, als jemand, der sich nicht einfügen kann, er leidet, er fremdelt, er schreibt immer wieder Briefe an seine Mutter, man möge ihn abholen, er fühle sich so einsam. Und gleichzeitig schämt sich Jörg, weil er seiner Mutter solche Sorgen macht und sie, obwohl sie selber nichts hat, für ihn das Wohn- oder das Schulgeld aufbringen muss. Gewissensbisse, die er nie loswird.

Nach vielen Schulverweisen entdeckt Florian Überreiter, der Leiter des gleichnamigen Privatgymnasiums in München, die Begabungen von Jörg. Er wird zu so etwas wie einem väterlichen Freund, Ratgeber, der den Eigensinnigen gewähren lässt und nicht versucht, ihn in die Norm zu pressen; der ihn da fördert, wo er die Begabung vermutet. Trotzdem, auch dieses Gymnasium verlässt Jörg vor dem Abitur, um sich als Schauspieler ausbilden zu lassen. An der Otto-Falckenberg-Schule in München und am Mozarteum in Salzburg, wo er im Juni 1967 das Schauspielersdiplom erwirbt.

Einige Jahre arbeitet er beim ORF Salzburg als Reporter, Moderator von volkscundlichen Sendungen und als Hörspielregisseur, dann geht er zum Theater nach Graz, Salzburg und Trier und debütiert in Kleists *Prinz von Homburg*.

Um nicht nur in der Abhängigkeit von Regisseuren arbeiten zu müssen, schreibt er 1975 sein erstes eigenes Kabarettprogramm: *Herzkasperls Altstadtfunk*, mit dem er in der »Münchner Lach- und Schießgesellschaft« zusammen mit seiner späteren Frau Elisabeth Fandler auftritt. Nach Startschwierigkeiten werden ihre Auftritte schnell zum Kult: Als rasender Reporter, als Parodist wirbelt Jörg dort durch unzählige Rollen. Man sitzt und staunt, wird hin- und hergebeutel, man lacht und ist betroffen von diesen Marathonsitzungen, die fast schwarzen Messen gleichen. Er rührt heftig und mit großer Wonne im menschlichen Hirnschlamm, zerlegt das Spießertum, seziiert Politik und Gesellschaft.

So zerrissen wie Jörg Hube als Mensch war, von einer großen Güte und Warmherzigkeit, von einem unberechenbaren Jähzorn, einem Drang zur Selbstverwirklichung und einer grenzenlosen Fürsorge, so extreme Spuren hat er auch bei seinen Kollegen und Freunden hinterlassen. Der Name Jörg Hube entzweit: Bei den einen gehen die Türen auf, die Wegbegleiter und Mitstreiter im Karussell des Lebens bekommen glänzende Augen, bei den anderen gehen sie zu, bei Dieter Dorn etwa, dem ehemaligen Intendanten der Münchner Kammerspiele und später des Bayerischen Staatsschauspiels, keine Zeit, auch nach dreimonatigen Versuchen nicht, oder bei Franz Xaver Kroetz, der nicht mehr in die gemeinsame Vergangenheit zurückschauen mag; obwohl alle drei voneinander nicht lassen konnten und jeder die Karriere des anderen angeschoben hat. Platzhirsche alle drei, die im selben Revier auf die Pirsch gingen, waidwunde Rehböcke? Denen wir so wunderbare, unvergessliche Produktionen zu verdanken haben wie die Inszenierung des Brechtschen *Puntila* oder das *Bauern sterben* von Franz Xaver Kroetz, wo Jörg Hube, seinen hölzernen Herrgott auf den Schultern, im Dreck und in den Untiefen der Menschheit wühlt, vergewaltigt und trotzalldem das Publikum zu Tränen rührt.

Der Kraft, mit der sich Jörg Hube in die Rollen hineinwarf, konnte sich kein Zuschauer entziehen. Da berserkerte jemand von der Bühne herunter, als ob es um Leben oder Tod ginge, mit einer Wahrhaftigkeit und einer Eindringlichkeit, die an einem kleben blieb, auch dann noch, als man sich längst bei Emmi im »Gläsernen Eck« ein Bier genehmigte. Jörg Hube saß mit am Tisch.

Beim Lesen von seinen Texten höre ich seine Stimme, gewaltig und einfühlsam, lachend, hämisch grinsend, schluchzend, blökend, flüsternd, sehe seine Gestik, seine Mimik, höre, wann er Pausen setzte,

blitzschnell umschwenkte von Angriff auf Umarmung, seine ganze Palette an hochprofessionellen und trotzdem privaten Sprechhaltungen, die er einem entgegenschleuderte.

Seine Texte sind persönlich, sind trotz aller Überspitzung autobiografisch. Sie zeigen Jörg Hube in seiner ganzen Zerrissenheit, in seiner Getriebenheit, seiner Ängstlichkeit, seiner Empfindsam- und Achtsamkeit und seiner unbändigen Lust am Leben. Seinen Texten braucht man nichts hinzuzufügen. So ist diese Ausstellung eine Collage aus Selbstzeugnissen, Tagebucheintragungen, Briefen, Gedichten, Liedern, Kabaretttexten, Zeichnungen.

Vorwort zu: *Jörg Hube. Herzkasperls Biograffl. Ein Künstlerleben*. Hg. von Eva Demmelhuber. LangenMüller, München 2011, S. 8–12.

Eva Demmelhuber hielt am 8. Dezember 2011 die Eröffnungsrede zur Ausstellung *Mein Kopf ist eine Bombe. Jörg Hube. Ein Künstlerleben*. Der oben abgedruckte Text ist für das Jahrbuch geringfügig abgeändert. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Autorin.